

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 38

Artikel: Die Seefahrer [Schluss]

Autor: Reitz, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenschronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

21. September

Der heimliche Garten.

Von Alfred Huggenberger.

So wußt, das Glück hat mir einmal
Die Hand aufs Haupt gelegt!
Es war in festdurchrauschem Saal,
Vom lauten Frohsinn unbewegt,
Saß ich verlossen, einsam schier —
Hört ich ein Flüstern hinter mir,
Von seidenen Schuhen ein Knästern weich,
Wie wunderlich: ich wußt' es gleich,
Das ist die See, die reiche, die gute,
Mir ward ganz wonnesam zu Mute.
Wohl wagt' ich nicht, den Kopf zu drehn,
Ich sah sie doch wirklich und leibhaft stehn.
Und jetzt — wann hätt' ich so liebes gespürt?
Ihre Hand hat meinen Scheitel berührt!

„Die Stunde ist dein, sie weiß von Gewinn . . .“
Da war ich schon mitten im Wünschen drin!
Viel liebe Dinge dacht' ich mir aus:
Eine Wiese, ein Kornfeld, ein kleines Haus,
Stube und Kammern voll Sonnenlicht —
Und das beste, das beste vergaß ich nicht:
Den heimlichen Garten, kühl umzirkelt
Von dunkler Hecke, rosendurchwirkt,
Den Garten, drin, von keinem belauscht,
Die Quelle Silbermund quillt und rauscht.

So wußt: was ich begehrte, ist mein:
Mein Dach ist niedrig, mein Gut ist klein, —
Des heimlichen Gartens verschwiegene Pracht

Hat all mein Verlangen still gemacht,
Er läßt in ersorgten Seierstunden
Von Tages Lärm und Laßt mich gesunden.
Ich wandle, ein Träumer, mir selber entrückt,
Verwünschen, verzaubert und seltsam beglückt.
Die Klugen, die Satten stehn blinzelnd am Zaun,
Hört keiner des silbernen Vogels Geraun,
Ahnt keiner, was die Quelle erzählt,
Wenn sie sich selig dem Weiher vermählt.
Sieh! Gleißt nicht ein Hort am verschwiegenen Grund?
Ein Märchen verhehlt jeder Rose Mund!
Ich breche die reichste, die ich erschau'
Und denk' in Wonne der schönsten Frau.

Die Seefahrer.

Von Walter Reitz (Burgdorf).

3.

„Bist du schon lange da mit deiner Mutter?“ fragte Aldina Tullio, ungeachtet der gesichteten Insel.

„Ja, schon vier Wochen. Wir sind immer am Strand,“ gab er die Antwort.

„Ich habe dich aber noch gar nie . . .“

„Schweig! Du hast auf dem Schiff das Maul zu halten,“ wütete da der Rothaarige gegen Aldina und hob wieder seinen Stock in die Luft. Der innere Zorn gegen Tullio floß in solchen Reden und Gebärden über, wenn sie auch nicht just ihm selber galten. Denn der Kapitän merkte wohl, daß die zwei es gut mitsammen konnten, und das war für den Wildbach seiner geheimen Wut ein wackerer Zufluß.

Aldina schwieg; sie war gekränkt. Um liebsten wäre sie gleich aus dem Schiff gestiegen und davongelaufen. Ein trockenes Bißchen Angst jedoch drückte sie im Halse und so blieb sie halt am Feuer sitzen. Als aber das Bißchen hinabgewürgt und der Hals wieder frei war, da konnte die Geißlichkeit ungehindert aus dem Mündchen fahren.

„So! jetzt will ich deine Frau nicht mehr sein! Da ist Tullio viel lieber mit mir: ich bin jetzt seine Frau! Hast gehört? Tullios Frau bin ich jetzt!“

So triumphierte sie mit halb zorniger, halb froher Miene; und in Tullio jubelte dabei ohne sein Wissen und Wollen irgend eine Stimme ganz deutlich.

Nun stürzte sich noch die Eifersucht brausend in den längst im Rothaarigen polternden Wildbach des Hasses wider Tullio.

„Was? du meuterst auch noch? Du seist jetzt Tullios Frau? Tullios? Du? Hahaha! — Matrosen, fesselt sie! Beide!“

Seine grauen Augen glänzten unheimlich auf vor Nachlust, als er das befahl. Schon fühlte er sich innerlich etwas freier.

Wer Aldina zuerst ergriff und festhielt, war ihr Bruder. Den dünkte es etwas Großes, Heldenhaftes, gegenüber seiner schuldigen Schwester den unbirrten Gerechten zu spielen. Ein zäher Halm grauen Strandgrases war auch gleich zugegen und um Aldinas feine Handgelenke geschnürt.

Aldina biß sich gewaltig auf die Zähne. Das Spiel kam ihr schon nicht mehr lustig vor. Aber doch war sie still und ließ alles ruhig geschehen, und fühlte einen starken Stolz, dafür zu dulden, daß sie nun Tullios Frau sein wollte. Als sie jedoch zusehen mußte, wie der Kapitän selber seinen schwä-

chen Nebenbuhler anpackte und ihm die Hände so fest zusammenband, daß Tullio stöhnte, da lohte die Wut in ihr auf; ihre Augen blitzten gegen den Rothaarigen, und zwischen den weißen Zähnchen hindurch fauchte sie wie eine gereizte Katze: „O du! Du Ullump!“

Er lachte nur, schadenfreudig wie er war: „Du bleibst doch meine Frau, hehehe!“

Die Gefesselte zerrte und kraftete, sie stampfte und schnob wie ein junger, irgendwo festgerannter Stier, um die Hände frei zu bekommen; ja, und schon schickte der Zorn ihr Tränen in die Augen — — umsonst! Die Matrosen ließen sie nicht los, so sehr sie auch ihre Füßchen gleich einer Seiltänzerin gegen sie aufwarf . . .

Tullio verlor ganz den Verstand. Das war alles so unvermutet gekommen, wie ein Ueberfall am heiteren Tage, so daß er ohne große Gegenwehr mit sich machen ließ, was eben mit ihm geschehen mochte. Nur ein Gefühl hatte er, und das füllte ihn ganz aus, das Gefühl etwa, als hätte er in einem fremden Hause ohne Absicht eine kostbare Lampe zerstochen und harrte nun der kommenden Strafe. Und diese Erwartung machte vor seinen Augen alles drehend und schwarz. Er sah nichts anderes mehr, als Aldinas funkelnde Augen, die ihn jedoch immer wieder anspornten, tapfer zu sein, so wenig ihm auch darum zu muten war.

Als Aldina sich in ihre Gebundenheit schickte, da befahl der rachsuchtige Kapitän: „Da! Werft ihn ins Meer! Der soll nicht mit auf die Insel! Fort mit dem!“

Und damit übergab er den Matrosen, denen das ganze Geschehnis als ein wunderbares Abenteuer vorkam, den mächtlosen Tullio.

Ihrer zwei packten den Zitternden, dem die Hände hinter den Rücken gebunden waren, an, einer unter den Knieen, der andere unter den Armen.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . auf!“ zählte der Rothaarige, und Tullio flog über den Schiffstrand hinaus ins Meer, will sagen auf den Strandsand. Dabei aber verlor der eine der Henker, der Bruder Aldinas, das Gleichgewicht und fiel mit Tullio hin; aber so, daß er mit den strauchelnden Füßen einen großen Teil des Schiffrandes in Stücke zertrat und dann beim gänzlichen Umfallen auch noch an den stolz erhöhten Kapitänssthron stieß, ihn um etliches erniedrigend.

Tullio weinte. Nicht so sehr über den Schmerz, den der Sturz ihm angetan, als vielmehr über die Schmach, daß man ihn wie einen Verbrecher einfach ins Meer schleuderte.

Aber Aldina! Die lachte voll Hohn und Spott hochauf über den Schaden, den die Matrosen ihrem eigenen Schiffe beigebracht hatten. Hohoho! Das war nun ihre gerechte Strafe. Die müßten auch etwas haben für ihr großes Spiel!

Der Kapitän und seine Matrosen, aufgebracht über Aldinas Bruder, der durch seine Ungeschicklichkeit das Schiff gehörig leck gemacht hatte, äußerten ihre Wut auf verschiedene Weisen: Der Rothaarige versetzte Tullio einen Fußtritt, weil er am Riuin des Fahrzeuges schuld sein sollte. Tullio schrie auf und rannte heulend zu seiner Mutter. — Der Steuermann, gleich alles aufgebend, begann wie ein junger Elefant das Schiffshinterteil zu zerstampfen, während der Ruhshilfsmatrose seinen auf kein bestimmtes Opfer gerichteten Zorn in allerlei Schimpfereien und Flüchen aus sich herauspustete.

Da nun der Kapitän nichts mehr zu tun hatte, weil ja so ein Fußtritt keine Viertelstunde lang dauert, so wußte er jetzt für sich keine bessere Beschäftigung, als mit dem Steuermann um die Wette elefantisch zu stampfen, was auch Aldinas Bruder zur selben Tätigkeit anmachte. Und schließlich, nachdem auf solche Weise der allgemeine Zorn zwischen den schwer noch kenntlichen Trümmern des stolzen Schiffes verendet war — lachten sie alle . . . Dieses Lachen kam naturnotwendig aus ihnen heraus, wie der goldige, prickelnde Saft aus der Flasche sprudelt, sobald der Pfropfen herausgeknallt ist.

Die „Italia“ versank allmählich ganz. Lachen begleitete ihr Begräbnis. — Aldina hatte, Kraft ihrer Arme, die Handfesseln gesprengt und war frei. Aber sie lachte nicht mehr. Wohl freute sie der Untergang der „Italia“, an dem sie noch wacker mitgestampft, aber sie spürte eine eigentümliche Last auf ihrem kleinen Herzen: Das war der Haß gegen den rothaarigen Grobkloß. Sie wußte, daß sie ihm hätte ins Gesicht speien mögen, weil er dem armen Tullio so grobianisch begegnet war, während dieser ihn doch nicht einmal angehaucht hatte . . .

Endlich entfernten sich die Knaben, der eine dahin, der andere dorthin.

Aldina aber schaute sich verstohlen nach Tullio um. Sie sah ihn bei der Mutter stehen und unter heftigem, seinen ganzen Körper schütterndem Schluchzen die Geschichte erzählen. Er habe . . . ihm gar . . . nichts gemacht . . . Er habe . . . das Schiff . . . n — nicht zertre — e — ten . . . Der Große . . . habe ihn ein — fach . . . hinauswerfen . . . lassen . . .

Und so weiter. —

Dort weinte der arme Knabe, und wer war schuld an seinen Tränen? Nur sie! Nur Aldina! Sie hatte gesagt, sie sei nun einfach seine Frau, und er hatte doch nicht das geringste verübt! Sie wollte hingehen zu ihm und ihm sagen, es tue ihr leid! Ja! Das tat es ihr auch. Sie wollte ihm auch etwas noch viel lieberes sagen, damit er nicht mehr weine — — aber was nur? Die Worte dafür kamen ihr nicht zu Sinn. Und dazu fürchtete sich sich ein wenig vor seiner Mutter, die ihm eben beim Ankleiden half. Vielleicht würde die Dame sie gar schmähen . . . , vielleicht sie sofort wegjagen . . .

Aldina wußte wirklich nicht, was zu tun sei. Nur das wußte sie: so konnte sie nicht einfach davon laufen; denn wenn sie Tullio immer wieder von neuem schluchzen sah, drückte ihre Schuld noch schwerer auf ihr Herzchen . . .

Mittlerweile waren die Mutter und Tullio zum Heimgehen bereit; sie schloß eben die Türe des Badehüttchens, geduldig so und so probierend, bis der Schlüssel sich endlich drehen ließ, und Tullio schaute sich mit rotgeweinten großen Augen noch einmal auf dem Strande um.

Das sah Aldina. Es fuhr wie ein heißer Strahl durch sie: gewiß suchte er sie! Und nicht lang besonnen lief sie zu ihm hin.

„Tullio! Bist du mir jetzt böse?“ fragte sie mit ihrer zartesten Stimme, daß es wieder wie eine Geige so weich klang.

„Nein, nein! Aber willst du immer noch meine Frau sein?“ Seine Worte tönten sehr verschüchtert und ängstlich.

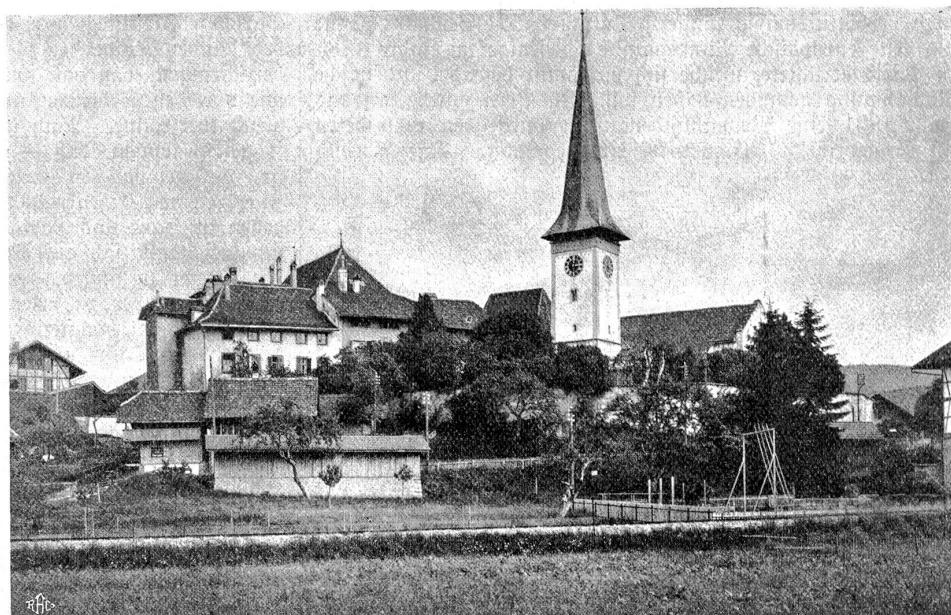
Da riß Aldina, als wie wenn fremde Hände die ihrigen führten, den Silbersaden mit der dünnen, gelben Muttergottes-

Münze von ihrem Halse und drückte das Amulettchen Tullio in die Rechte. Das ging alles blitzschnell vor sich.

„Nimm! Nimm! Und weine nicht mehr, gell! Es tut mir leid! Und gell, ich bin noch deine Frau, Tullio?“

Damit rannte Aldina eiligst davon; denn Tullios Mutter trat eben herzu.

Tullio stand wie ein vom heiligen Geist Berührter da, starrte auf das kleine Heiligtum in seiner Hand und lauschte immer noch dem zarten, weichen Klange, wie einer, der halb schlummernd noch irgend einem wunderschönen Traume nachsint. Und mit einem Male war ihm so leicht und lustig zumute, daß er nach all dem erfahrenen Leid nichts anderes glaubte, als daß ein Engel ihm das Medaillon gegeben habe. Sein Schmerz war vergessen, sein verwundetes Gerechtigkeitsgefühl wieder geheilt, aber so sehr er sich auch nach Aldina umblickte und heimlich ihren Namen rief — sie war nicht mehr zu sehen.



Blindenanstalt Schloss Köniz.

Die Mutter bemerkte das Amulett in Tullios Hand und lächelnd wollte sie wissen, woher er es habe.

„Von einem Englein, Mutter,“ antwortete er, schloß fest sein rechtes Faustchen und lächelte dabei so glücklich wie ein Maßliebchen beim ersten Frühlingssonnenchein. (Ende.)

DON DEN BLINDEN UND IHREM LEBEN.

Von E. Schr.

„O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst fehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern“ Schiller.

Oft, wenn am Abendhimmel die Sonne ihre letzten Strahlen ausglüht, die Dachfirnen unserer Stadt und den fernen Wald mit Goldreifen umzieht, oder wenn sie in die Fluten der Lore untertauchend, über deren Wellenpiegeln hinweg Spritzer nach allen Seiten sendet wie flüssiges Glas, dann muß ich an jenes eine Gemälde denken, auf dem ein junges Weib mit geschultertem Krug, den Stab in der Hand, sich durch ein blühendes Mohnfeld tastet und dem der Künstler den latonischen Titel gab: „Die Blinde.“ — Es ist ein Sensationsbild, ich weiß es; aber kann man den sehenden Menschen eindringlicher vor Augen halten, Welch' unermäßlich großen Schatz sie im Licht des Auges, das so gern der Spiegel der Seele genannt wird, besitzen, und andererseits, kann gewaltiger und erschütternder die jämmerrliche Laune der eigenfinnigen Natur gezeigt werden, als daß die Jugend inmitten die Schönheit gestellt wird, von der sie nichts, gar nichts sieht oder kaum ahnt? — Nein, ich wüßte keinen tragischeren Vergleich, als diesen. Und das ist nun sonderbar: wie der Besitzende selten über sein Eigentum nachzudenken pflegt, weil er es als etwas selbstverständliches hinnimmt, so pflegen auch wir mit den sehenden Augen Geborenen selten über die unschätzbar kostliche Gabe des Sehens nachzudenken. Die Unterlassung ist menschlich begreiflich, die Gedanken müßten sich sonst auch mit denen beschäftigen, die im Dunkeln wandeln, denen die leuchtende Natur nicht mehr erstrahlt, oder nie gegrünt oder

erblüht hat. Da jedoch dieser Art Gedanken auf den Grenz- wegen des Melancholischen und Sentimentalen wandeln, zählen sie nicht zu den angenehmen in dieser Welt und sind deshalb selten. Wir aber haben es uns nun einmal in den Kopf gesetzt, unsere Leser nach und nach mit allem, was in unserem schönen Lande lebt und schafft in irgend welche Beziehung zu bringen. Denn, liebe Leserin, stellen Sie sich einmal vor, Sie würden in irgend einem bernischen „Fräßbedli“ ganz unvermittelt so zwischen Erbbeerpudding und Sandtorte gefragt, ob Sie eine Ahnung hätten, was die Blinden in unserem Kanton eigentlich trieben, und Sie müßten verneinend das krause Köpfchen schütteln. Das wäre doch schrecklich, nicht wahr? Sie würden beschämt ihre Unwissenheit gestehen und würden mir versichern, daß es sie im höchsten Grade interessiere, etwas von diesen unglücklichen Menschen zu vernehmen. So wollen wir uns einmal mit ihnen beschäftigen und dem, was wir über sie zu sagen haben, einige Bilder aus der Privatblindenanstalt Köniz als Illustrationen beigeben.

Blinde Menschen hat es wohl zu allen Zeiten gegeben und das Altertum spricht von ihnen, als von solchen, denen ganz besondere Begabungen inne wohnten. Sie galten vielfach als „Scher“, d. h. als Menschen, denen als Ersatz dafür, daß ihnen das zeitlich Wahrnehmbare verschlossen blieb, die Rätsel der Zukunft nicht in Dunkel gehüllt waren, wie den andern Sterblichen. So stellte man sich z. B. auch die großen Dichter wie Homer als blind vor, und es ist in der Tat richtig, daß für das Fehlen des Gesichts, sehr oft andere Fähigkeiten um so vollkommener ausgebildet sind. Auf diese Wahrnehmungen gestützt, hat man denn in allen Ländern das System der Blindenpflege, wie wir es jetzt haben, aufgebaut. Zwar ist die Versorgung der Blinden in Anstalten